



RAIMON WEBER

EIS

RDIOIT
LESEPROBE

THRILLER

MIDNIGHT



Der Autor

Raimon Weber, geboren 1961, ist Schriftsteller, Hörspielautor und Medientrainer. Er leistet regelmäßig Beiträge zum Krimifestival *Mord am Hellweg*. Bei seinen Lesungen trägt der Autor die merkwürdigsten Methoden vor, wie

man ums Leben kommen kann und plaudert aus seinem Berufsleben als Autor. Schließlich treibt ihn die Recherche auf hohe Schornsteine und in die geschlossene Forensik oder er lässt sich von Spezialisten vor Ort über die Entsorgung amputierter Gliedmaßen aufklären. Raimon Weber lebt in Kamen.

Das Buch

Er hat gewartet. Lange. Doch jetzt ist der Tag der Rache gekommen ...

Henning Saalbach führt ein erfülltes Leben, er ist verheiratet und hat einen Sohn. Dann wird alles anders. Innerhalb von Sekunden zerstört ein Fremder sein Glück: Der Mann dringt in das Haus der Familie ein und tötet den sechsjährigen Marc. Seit diesem Tag ist nichts mehr, wie es war, und nur der Gedanke an Rache hält Henning am Leben. Es bleiben ihm zwölf Jahre, um sich vorzubereiten. Auf den Tag, an dem der Täter entlassen wird. Doch dann beginnt Henning zu zweifeln: Wer ist Feind, wer Freund? Wer der Täter, wer das Opfer? Und schon ist er mittendrin in einem perfiden Spiel. Einem Spiel ohne Regeln. Und es hat gerade erst begonnen.

Raimon Weber

Eis bricht

Thriller

MIDNIGHT

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

Neuausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
November 2016 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2013
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © Ivar Leon Menger
ISBN 978-3-95819-099-3

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Für Werner

»Es ist eine Katastrophe. Jetzt geht gar nichts mehr.
Was tun?«

Prolog

Als er auf die Straße trat, war die Luft wie elektrisiert. Von Westen zog ein schweres Gewitter über die Felder heran. Obwohl erst Vormittag war, schien am Horizont eine viel zu frühe Nacht anzubrechen.

Das ist nicht gut, dachte er und starrte eine Weile in den düsteren Himmel hinauf. Wind kam auf, zerrte an seinen Haaren. Zwei Häuser weiter fing der Hund eines Nachbarn an zu bellen. Vielleicht hatte der Wind einen abgestorbenen Ast heruntergeweht, und das hatte den Mischling erschreckt. In den Gärten standen abgestorbene Bäume, die längst hätten gefällt werden müssten. Als Kind war er hoch hinauf in ihre Kronen gestiegen. So hoch, wie es die brüchigen Äste zuließen. Seine Tante hatte immer versucht, ihn von den gefährlichen Klettertouren abzuhalten. Dabei musste sie doch wissen, dass für ihren Neffen die echte Gefahr nicht in der Höhe morscher Bäume lag, sondern in ihrem Haus, in das er nach dem Tod seiner Eltern ziehen musste.

Vielleicht, sagte er sich, habe ich heute Glück, und das Unwetter verschont die Stadt. Wenn nicht, würde es die Ausführung seines Plans eben etwas schwieriger gestalten, aber an ein Aufschieben war nicht zu denken. Heute, wusste er, nur heute würde alles perfekt sein können. Viele Wochen hatte er mit den Vorbereitungen verbracht, und seine Vorfreude war so groß, dass ihn allein der Gedanke daran erschauern ließ. Er ging zum Motorrad, berührte den Lenker, spürte das kühle Metall unter den Händen und brauchte ein paar Sekunden, um sich zu beruhigen. Er kehrte ins Haus zurück, um den Rucksack zu holen und sich von seiner Tante zu verabschieden. Zwei Jahre nach dem dritten und tödlichen Herzinfarkt ihres Mannes hatte sie einen Schlaganfall erlitten. Seitdem war die linke Seite ihres Körpers gelähmt. Sie hockte im Rollstuhl, nuschte

kaum verständliche Halbsätze, während dabei die Spucke aus ihren Mundwinkeln rann.

Er rief ihr einen Abschiedsgruß zu und wartete auf eine Reaktion. Aus dem Radio auf der Glasvitrine dudelte Schlagermusik. Sie wandte den Kopf ein paar Zentimeter in seine Richtung, hob die rechte Hand von der Lehne des Rollstuhls und winkte ihm wie in Zeitlupe zu.

»Um elf kommt Trudi vorbei«, sagte er. Ihre jüngere Schwester würde in seiner Abwesenheit nach ihr sehen. Er verließ das Haus und stieg aufs Motorrad. Beim zweiten Tritt auf den Kickstarter sprang der Motor an. Der Geruch verbrannten Zweitaktergemischs hüllte ihn ein.

Er nahm einen großen Umweg in Kauf, durchquerte die Innenstadt, drückte auf die Hupe, wenn er ein bekanntes Gesicht sah, und hielt erst am Ortsausgang an, um den Helm aufzusetzen. Von jetzt an wollte er nicht mehr erkannt werden. Er fuhr weiter; so schnell wie es das Kopfsteinpflaster auf der kurvigen und steilen Straße Richtung Neudorf zuließ. Die Stadt blieb hinter ihm im Tal zurück. Zur Rechten tauchten die Schreberhütten und Gemüsebeete der »Gartengruppe Schillerhöhe« auf. Eine Frau im hellblauen Kittel stützte sich auf ihren Spaten und beobachtete die ferne Gewitterfront. Sie schien ihn nicht zu bemerken.

Ein paar hundert Meter weiter machte er den Motor aus, ließ das Motorrad auf der jetzt abschüssigen Strecke rollen und bog dann in einen schmalen, mit Unkraut überwucherten Feldweg ein. Er stieg ab und schob das Motorrad auf das nahe Waldstück zu. Immer wieder versicherte er sich, dass ihn niemand beobachtete. Weit entfernt, auf einer Hügelkuppe, zog ein Traktor eine Fahne aus Staub hinter sich her. Seit über einer Woche hatte es nicht mehr geregnet. Der Boden war hart und rissig.

Zweige peitschten ihm gegen die Brust, als er das Motorrad in den Büschen am Waldrand verbarg. Er nahm den Helm ab und sah

auf die Armbanduhr. Zehn Minuten nach elf. Tante Trudi würde mittlerweile bei ihrer älteren Schwester eingetroffen sein, und er war noch fast zwölf Stunden von der absoluten Befriedigung entfernt. Er öffnete seinen Ledergürtel, zog ihn aus den Hosenschlaufen und legte ihn sich um den Hals. Sofort bekam er eine Erektion. Er schnürte den Hals, bis schwarze Flecken vor seinen Augen zu tanzen begannen. Im Westen grollte Donner. Er löste den Gürtel, hielt ihn mit beiden Händen auf Augenhöhe und betrachtete ihn, als handele es sich um eine Reliquie.

Gegen dreiundzwanzig Uhr schlich er zur Stadt zurück. Das Unwetter hatte ihn verschont. Er wertete das als gutes Omen. Eine Stunde lang waren Blitze über den Horizont gezuckt. Das Donnern hatte wie Geschützfeuer geklungen.

Rechts von ihm tauchte das Krematorium auf. Nachtfalter umschwirrten das trübe Licht der Lampe über der Eingangspforte. Um diese Uhrzeit würde sich dort niemand mehr aufhalten.

Nur noch ein paar hundert Meter trennten ihn von seinem Ziel. Er hielt an einem Abhang inne, lehnte sich an einen Baum und lauschte. Es war absolut windstill. Aus der Stadt im Tal drangen die Fetzen einer Melodie. Klassik. Er verabscheute Klassik noch mehr als die banalen Schlager, die seine Tante den ganzen Tag über hörte. Die feuchte Luft ließ ihn schwitzen. Schweißperlen liefen von den Brauen in seine Augen. Im Haus am Fuß des Hanges brannte kein Licht.

Gut, dachte er. Alte Leute und Kinder gehen früh schlafen. Er holte den Schutzanzug aus Plastik aus dem Rucksack hervor und zog ihn, von einem Bein auf das andere balancierend, über Hose und Hemd. Den Anzug hatte er sich von einem Bekannten besorgen lassen, der in einer Lackiererei arbeitete, und ihm erzählt, er würde

dem Motorrad eine neue Farbe verpassen wollen. Seine schulterlangen Haare verbarg er unter einem Haarnetz. Er war stolz. Die Polizei würde nichts finden, was zu ihm führen konnte. Keine Faser, kein einzelnes Haar. Selbst die Abdrücke der Schuhe führten auf eine falsche Spur. Sie waren ihm zwei Nummern zu groß. Er hatte sie einem Kollegen vor Wochen geklaut. Auf seiner Weiterfahrt würde er sie entsorgen und sein eigenes Paar aus dem Reisegepäck anziehen. Zum Schluss streifte er sich die Gummihandschuhe über. Bedauernd sah er auf seine, jetzt im Mondlicht fahl aussehenden Finger. So konnte es keine direkte Berührung geben. Keinen Kontakt mit warmer Haut – was die Erregung noch gesteigert hätte –, aber eben auch keine verräterischen Fingerabdrücke.

Er machte sich an den Abstieg, stolperte über einen unter den Büschen verborgenen Stein und wäre beinahe gestürzt. Er atmete tief ein und versuchte, sich zu beruhigen. In dem Waldstreifen herrschte rege Aktivität. Es raschelte und knisterte, irgendein Tier stieß ein alarmierendes Pfeifen aus, und ganz in der Nähe hörte er, wie sich ein Vogel mit mächtigen Flügeln in die Nacht empor-schwang.

Wir haben etwas gemeinsam, dachte der junge Mann. Wir sind Jäger.

Das simple Schloss an der Hintertür bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Er drückte die Klinke nach unten. Die Türscharniere quietschten leise, als er über die Schwelle trat. Im schwachen Mondlicht, das durchs Fenster schien, wirkte das Innere des Hauses substanzlos. Er brauchte einige Sekunden, um sich zu orientieren. Der gekachelte Raum, in dem er stand, war eindeutig die Küche. Es hing der Geruch von Kohl in der Luft.

Ein Geräusch. Stimmen. Er erstarrte und horchte mit zur Seite geneigtem Kopf. Marschmusik löste die fremden Stimmen ab. Er seufzte erleichtert. Nur der Fernseher der alten Dame. Es hätte die Angelegenheit ein wenig erleichtert, wenn sie bereits zu Bett ge-

gangen wäre. Das Plastik des Schutzanzugs raschelte bei jedem seiner Schritte leise. Er tastete sich den dunklen Flur entlang. Eine Tür war nur angelehnt. Flackerndes Licht drang durch den Spalt.

Er entschied sich für ein schnelles Vorgehen. Er stieß die Tür auf. Auf dem Bildschirm des Schwarzweißfernsehers schüttelten sich alte Männer in schlichten Anzügen die Hände und grinsten dabei, als hätten sie allesamt den Hauptpreis in einer Lotterie gewonnen.

»Was?«, entfuhr es der alten Frau, die der Tür gegenüber in einem Sessel saß. Mit offenem Mund starrte sie den Eindringling an und machte Anstalten, sich hochzustemmen.

»Sitzen bleiben!«, befahl der junge Mann.

Die Frau verharrte inmitten ihrer Bewegung, die Hände auf den Armlehnen. »Ich bin allein im Haus.« Sie sah dabei kurz zur Zimmerdecke und verriet damit, dass sie log. Über ihr, im oberen Stockwerk, befand sich jemand, den sie schützen wollte. »Bei mir gibt's nichts zu holen.« Ihre Stimme war vor Aufregung ganz heiser. Er machte einen Schritt auf sie zu. Sie ließ ihn nicht mehr aus den Augen und folgte jede seiner Bewegungen. Plötzlich hatte er es gar nicht mehr so eilig. Es gab für die alte Frau keine Fluchtmöglichkeit. Er stand zwischen ihr und der Tür, und selbst, wenn sie versuchen würde, das Fenster zu erreichen, es zu öffnen, um nach Hilfe zu rufen, wäre er schneller als sie.

Es ist das Vorspiel, sagte er sich und musste unwillkürlich lächeln. Die Frau deutete seine Mimik falsch und schien sich ein wenig zu entspannen.

»Haben Sie vielleicht Hunger?«, fragte sie nach einer kurzen Pause.

Er schwieg. Sie versuchte erneut aufzustehen. »Ich könnte Ihnen ...«

»Sitzen bleiben!« Er stampfte mit dem Fuß auf. »Dann passiert auch nichts.«

Die ganze Zeit über hatte er die linke Hand hinter dem Rücken verborgen gehalten. Er wechselte das Messer in die rechte Hand. Die Frau starrte die Klinge an, holte tief Luft, und er wusste, was nun kommen würde. Sie würde so laut schreien, dass es die ganze Nachbarschaft hören konnte. Er sprang nach vorn und stieß mit Wucht zu. Mit einer Schnelligkeit, die er der mindestens Siebzigjährigen niemals zugetraut hätte, wich sie der Klinge aus. Sie wand sich in ihrem Sessel wie eine Schlange.

»Geh zum Teufel!«, fauchte sie und traf ihn mit der flachen Hand ins Gesicht. Er drückte ihr den linken Ellbogen gegen die Kehle, sie zappelte, aber beim zweiten Mal traf die Klinge. Und beim dritten, vierten und fünften Mal.

Er ließ das Messer einfach stecken. Von den Dingen gab es Tausende. Erleichtert stellte er fest, dass sein Schutzanzug bei der Rangelei nicht gerissen war.

Er fand die Treppe zum oberen Stockwerk. Bei der Beseitigung der Frau war er beinahe gelassen geblieben. Es war nur etwas, das erledigt werden musste, um ans Ziel zu kommen. Aber jetzt, wo er die letzte Stufe hinter sich gelassen hatte, er nur noch wenige Schritte von der Erfüllung seiner fiebrigen Fantasien entfernt war, beschleunigten sich Atmung und Puls. Der Gürtel lag lose in seiner Hand. Er untersuchte das Dachgeschoss und grunzte zufrieden, als er in das Schlafzimmer der alten Frau blickte. Es wurde von einem riesigen Ehebett beherrscht, obwohl sie seit Jahren Witwe war. Das machte alles perfekt. Im zweiten Zimmer standen Bücherregale und ein Einzelbett. Hier schlief die Tochter der Alten. Sie war Krankenschwester, und er wusste, dass sie jetzt Nachtdienst hatte. Blieb nur noch das letzte Zimmer. Er presste sein Ohr gegen die verschlossene Tür. Stille. Das Kind hatte von den Vorfällen im Parterre nichts mitbekommen. Er schaltete das Flurlicht ein.

Die kleine Gestalt lag jetzt direkt vor ihm, hatte sich in der Hitze der Sommernacht im Schlaf aus der Bettdecke gestrampelt. Er streckte den Arm aus und packte den Jungen an der Schulter. »Aufstehen«, sagte er halblaut und dann laut: »Los! Mach schon!«, als das Kind nicht sofort reagierte.

Der Junge stieß ein paar schmatzende Laute aus, rieb sich die Augen und erkannte erst dann, wer ihn geweckt hatte.

»Bist du ein Anstreicher?«, fragte er mit plötzlicher Klarheit und betrachtete im Schein des Flurlichts die seltsame Kleidung seines Gegenübers. Erst, als er den hin und her schwingenden Gürtel in der Hand des Mannes erblickte, ahnte er wohl, dass er es mit keinem normalen Handwerker zu tun hatte.

»Wo ist Oma?« Sein Kopf drehte sich nervös in alle Richtungen.
»Oma?«

»Pssst!« Der Mann legte den Zeigefinger auf die Lippen des Kindes. »Wenn du jetzt nicht ganz lieb bist und genau tust, was ich sage, muss ich deiner Oma weh tun.«

Sofort kamen dem Jungen die Tränen. Er biss sich fest auf die Lippen und begann zu zittern.

»So«, sagte der Mann, dessen Stimme vor Erregung ganz rau klang. »Jetzt kommst du mit ins Bett deiner Oma.« Mit marionettenhaften Bewegungen stand der Junge auf.

»Perfekt!«, sagte der Mann, als er das nackte Kind betrachtete.
»Du musst dir nur noch ein Unterhemd oder so was anziehen. Sonst stimmt es nicht, verstehst du? Und nenn mich Onkel.«

Unna, heute

Er schüttelte sich, öffnete die trockenen Lippen und schnappte nach Luft. Er fror. Der Traum war von Geräuschen, schlimmen Geräuschen, erfüllt gewesen. Knirschen, Brechen, Splittern. Als würde in seinem Schädel Glas zerspringen. Er konnte sich nur noch an das Gefühl von Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein erinnern. Es waren keine Bilder geblieben. Henning Saalbach schlief immer unruhig, wälzte sich im Minutentakt in den Laken, bis ihn ein neuer Alptraum überfiel. Aber niemals zuvor hatte ihn sein Unterbewusstsein etwas ähnlich Schlimmem ausgesetzt.

Es war dunkel und kalt. So kalt, dass sich sein Atem im Schimmer des Mondlichts in feinen Nebel verwandelte. Von fernen Gleisen drang das Rattern eines vorbeifahrenden Güterzugs. Henning lauschte mit geschlossenen Augen, bis die Welt um ihn herum wieder in völliger Stille versank und nur sein Herzschlag in den Ohren pochte. Er hasste dieses Geräusch. Es machte ihm seine Sterblichkeit bewusst. Mit wachsender Panik wartete er darauf, dass es verstummte. Wie lange, fragte er sich, kann ich noch empfinden, denken, wenn mein Herz stehenbleibt?

Doch schlimmer als die Furcht vor dem Tod war der Gedanke, dann nicht mehr seine Aufgabe erfüllen zu können.

Seit geraumer Zeit spürte Henning die Abnutzung seines Körpers: Kurzatmigkeit, Schweißausbrüche und ein wiederkehrendes schmerzhaftes Ziehen im Magen. Er versuchte den Alkoholkonsum zu reduzieren. Es beunruhigte ihn, welche Probleme es ihm bereitete, weniger als zwei randvoll mit Wodka gefüllte Wassergläser vor dem Schlafengehen in sich hineinzukippen.

Erst jetzt spürte er den Harndrang und stand widerwillig auf. Er tastete nach der Leselampe über dem Bett. Ihr Schein beleuchtete nur ein winziges Oval, der Großteil des Raums blieb im Halbdunkel.

Henning schwankte ins Badezimmer. Ihm war schwindelig. Bloß nicht krank werden, sagte er sich. Nicht jetzt!

Die Neonröhre im Bad flackerte, ehe sie mit einem *Ping!* den gekachelten Raum erhellte. Henning zog sich den Bademantel über. Er fand seine Brille auf dem Rand des Waschbeckens, setzte sie auf, und die Welt um ihn herum wurde klar und dreidimensional. Das grelle Neonlicht erinnerte ihn an etwas. Während er auf der Klobrille hockte, dachte er darüber nach. Es musste mit dem Traum – dem Splittern und Bersten – zu tun haben. Aber so sehr er sich auch bemühte, es tauchten noch immer keine Bilder auf. Nur die Erinnerung an weißes Licht.

Resigniert starrte er in den Spiegel auf der Innenseite der Toiletentür. Sein Bauch zeichnete sich deutlich unter dem verwaschenen T-Shirt ab. Sein Gesicht mit den grauen Bartstoppeln war blass, die Tränensäcke unter den geröteten Augen geschwollen. Henning Saalbach war jetzt siebenundvierzig und fühlte sich mindestens zehn Jahre älter. Er hasste, was er sah. Immer wieder hatte er sich vorgenommen, den Spiegel abzuhängen. Früher, als er mit seiner Frau zu Partys und mehr oder weniger geschäftlichen Treffen gegangen war, hatte er Wert auf sein Äußeres gelegt. Das war lange vorbei. Jetzt blutete sein Zahnfleisch verdächtig oft, und sein ehemals volles Haar dünnte so sehr aus, dass die Kopfhaut durchschimmerte. Aber das alles spielte keine Rolle mehr, sein bisheriges Dasein würde sich sehr bald verändern. Vielleicht schon in wenigen Tagen. Diese Vorstellung richtete ihn auf. Er stellte sich vor, welch ungeheure Erleichterung das nach all den Jahren bedeuten würde.

Henning malte sich jedes Detail aus. Der Plan war so einfach, dass er gar nicht schiefgehen konnte. Und doch blieben immer Zweifel. Er spürte, dass die Nacht für ihn zu Ende war.

Sein Herz pochte schneller, aber jetzt störte ihn das Geräusch in seinem Inneren nicht mehr. Er ging ins Wohnzimmer, dimmte das Licht, bis es die Unordnung, den Staub auf den Möbeln und die

Flecken auf dem Teppich ins Halbdunkel verbannte, und ließ sich in den Ledersessel fallen. Auf der Armlehne balancierte ein randvoller Aschenbecher. Hennings Blick wanderte zu der Wodkaflasche auf dem Tisch. Er konnte ein weiteres Glas nicht mehr damit rechtfertigen, dass es ein notwendiger Schlummertrunk sei. Es war bereits nach vier Uhr morgens. An Schlaf war nicht mehr zu denken, auch wenn es für ihn keinen Grund gab, sich nicht einfach wieder ins Bett zu legen. Weder berufliche noch private Verpflichtungen bestimmten seinen Tagesablauf. Es gelang ihm aber einfach nicht, länger als drei, höchstens vier Stunden in unruhigen Halbschlaf zu fallen. Ob mit oder ohne Alkohol.

Henning fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Dann katalpultierte er sich so ruckartig aus dem Sessel, dass der Aschenbecher zu Boden fiel, und griff nach der Flasche. Er eilte in die Küche und versteckte den Wodka im Eisfach des Kühlschranks hinter den Schachteln mit tiefgekühlten Erbsen und Fischstäbchen. Da, wo er sie nicht mehr sehen konnte.

Eine Weile stand er einfach nur da und starrte mit schweren Lidern aus dem Küchenfenster. Es war Ende November und der Sonnenaufgang noch Stunden entfernt. Er wartete darauf, dass Bewegung in die leblose Welt vor dem Fenster kam. Irgendwann würde der Zeitungsbote kommen. Henning hörte ihn immer schon, wenn er mit seinem dumpf röhrenden Wagen in die Straße einbog. Der Auspuff des alten Renaults war seit Wochen kaputt. Vielleicht ließ sich vorher eine der Katzen aus der Nachbarschaft sehen. Die Tiere schätzten Hennings verwilderten Garten und leisteten sich im Dickicht der Büsche und Farne wilde Zweikämpfe. Er ließ sie gewähren. Ihr Kreischen erinnerte ihn an weinende Kinder.

Viel mehr würde nicht passieren.

Henning Saalbachs Haus lag am Ende einer Sackgasse. Obwohl er das Zentrum der Stadt in wenigen Minuten zu Fuß erreichen konnte, wohnte er isoliert. Die Versuche seiner ehemaligen Freunde

und Kollegen, mit ihm Kontakt aufzunehmen, waren längst verebbt. Begegnungen mit den Nachbarn beschränkten sich auf ein Kopfnicken, bestenfalls auf einen kurzen Gruß.

Die Küche war Hennings bevorzugter Aufenthaltsort. Sie war klein und strahlte mit den Regalen voller unbenutzter Tassen und Teller, den Dosen mit Gewürzen, deren Haltbarkeitsdatum längst abgelaufen waren, einen Rest von Behaglichkeit aus. Judith, Hennings Exfrau, hatte sich ständig darüber beschwert, dass ein Idiot von Architekt dem großen Haus eine solch winzige Kochnische verpasst hatte. Henning hatte nach ihrem Auszug nichts verändert. Auf der kleinen Tafel aus Metall neben dem Kühlschrank steckte unter einem Magneten mit der Form einer Karotte sogar noch ein blassgelber Notizzettel mit Marcs letztem Zahnarzttermin. Hennings Sohn hatte ihn verpasst.

Nur eine einzige Änderung gab es in der Küche. Henning hatte das Geschirr aus dem oberen Regal des über hundert Jahre alten Küchenschrankes geräumt, es in den Müll geworfen und durch ein gerahmtes Foto ersetzt. Es zeigte Marc bei seiner Einschulung. Er hielt die von seiner Mutter gebastelte, mit gesunden Naschereien wie Müsliriegel und Dinkelkekse gefüllte Schultüte mit beiden Armen und versuchte ein Lächeln, obwohl er sich vor der Schule gefürchtet hatte. Marc war davon überzeugt gewesen, sich alles selbst beibringen zu können und bei den wenigen Dingen, bei denen es nicht klappte, würde ihm sein Vater schon helfen. Aber schon eine Woche später zählte er beim Zubettgehen die Stunden, bis der Unterricht endlich wieder begann. Er lernte so voller Freude und mit Leichtigkeit, vor allem das Schreiben, dass Henning davon überzeugt war, sein Sohn habe die Begeisterung an der deutschen Sprache von ihm geerbt. Noch im ersten Schuljahr hatte Marc mit seinem Tagebuch begonnen. Es fing mit kurzen Einträgen über den Kauf eines neuen Fußballs an und steigerte sich im nächsten Jahr schon zu kleinen Gespenstergeschichten und Weltraumabenteu-

ern, über die Henning schmunzeln musste. Es ist wie bei Mozart und seinem Vater, hatte Henning stolz zu Freunden gesagt. Ich bleibe immer nur so etwas wie der Hofkapellmeister, und mein Sohn wird ein Mozart der Literatur.

Aber Marc ist nie dazu gekommen, die Kladde zu füllen, und Henning hatte sein letztes Manuskript vor zwölf Jahren geschrieben.

Das Tagebuch war verschwunden. Henning vermisste es. Er nahm an, dass es jetzt bei Judith war. Es war über fünf Jahre her, dass er mit ihr am Telefon gesprochen hatte. Judith hatte ihn gar nicht zu Wort kommen lassen, ihn mit einem nicht enden wollenen Redefluss über Wiedergeburt, Astralwesen und kosmische Energien malträtiert, so dass er sich damals, von einem Migräneanfall geplagt, ächzend gegen den Türrahmen gestemmt hatte, um nicht zu Boden zu sinken. Judith schien keine Luft holen zu müssen, nur ein aufgesetztes Lachen erklang unvermittelt zwischen ihren Worten. Ein Lachen, das Henning klarmachte, wie froh er sein konnte, dass zwischen ihnen Hunderte Kilometer lagen. Ein Lachen, das ihn sogar die Frage nach dem Tagebuch seines Sohnes vergessen ließ.

Vom Fenster her drangen Geräusche. Ein kurzes Scharren, ein Rascheln. Henning wandte sich um. Auf der Fensterbank stand ein Vogelkäfig. Wie in jeder Nacht war der Käfig von Henning sorgfältig mit einem Tuch abgedeckt worden. Der Wellensittich sollte nicht unter Hennings Schlaflosigkeit leiden. Marc hatte ihn zu seinem siebten Geburtstag bekommen und den Wellensittich ohne lange zu überlegen Pan Tau genannt. Mittlerweile musste Pan Tau über dreizehn Jahre alt sein. Manchmal machte Henning die Käfigtür auf und beobachtete den Vogel. Pan Tau flog nie, obwohl Henning sich daran zu erinnern glaubte, dass der Wellensittich damals wild durch Marcs Zimmer geflattert war und auf Schulter und Kopf des Jungen zu dessen Vergnügen Zwischenlandungen eingelegt hatte. Heute

hüpfte Pan Tau höchstens noch ein wenig auf der Fensterbank hin und her, um nach wenigen Minuten wieder in seinen Käfig zurückzukehren.

Das Foto und der Wellensittich waren nicht die einzigen Erinnerungsstücke an seinen Sohn. Im Küchenschrank lag ein violetter Ball aus Vollgummi. Henning beugte sich vor und betrachtete die vielen Zahnabdrücke. Marc hatte als Zweijähriger sogar ein kleines Stück aus dem Ball herausgebissen. Judith hatte darauf bestanden, das ganze Kinderzimmer nach dem Stück Gummi abzusuchen, um sicher zu sein, dass der Junge es nicht verschluckt hatte. Es blieb verschwunden, und trotz Judiths lautstark vorgetragener Besorgnis sollte es kein Fetzen grell gefärbten Gummis sein, der Marc umbrachte.

Henning strich behutsam über das winzige Paar Schuhe im Schrank. Größe 19, blaues Leder, mit einem lachenden Gesicht auf den Außenseiten. Der rechte Schuh war von der Sonne ausgebleichen. Henning hatte ihn lange Zeit am Innenspiegel seines Wagens baumeln lassen. Am Morgen, nach jener Nacht vor fast genau zwölf Jahren, hatte er mit einem so heftigen Ruck an dem Schuh gezerrt, dass der Spiegel aus seiner Befestigung gebrochen war.

Gegen seinen Willen erinnerte er sich an eine Melodie. Sentimental, beinahe traurig, obwohl es ein Liebeslied war. Henning presste die Hände auf die Ohren. Doch das Lied war in seinem Kopf, und sein Herz klopfte jetzt so laut in der Brust, dass er kaum noch atmen konnte. Er steckte einen Handrücken in den Mund und biss kräftig zu. Henning ächzte und krümmte sich, als hätte er einen Faustschlag in den Magen bekommen. Die Bilder von damals drängten in seine Gedanken. Sie waren so deutlich, dass er glaubte, Judiths Parfüm – Moschus, sie trug immer Moschus – riechen zu können ...

12 Jahre zuvor

Henning schob die Kasette in den Schlitz des Kassettendecks, und Seal begann *Kiss from a rose* zu singen. Er summete die Melodie mit, als Judith die Wagentür öffnete, innehielt und noch einmal zum Haus zurückblickte.

»Alles ist gut«, sagte Henning und startete den Motor.

Neben dem Eingang drehte sich ein hölzernes Windrad in der Abendbrise. Blumen hatten im Regenguss ihre letzten Blüten auf den Gehweg abgeworfen. Im Licht der Autoscheinwerfer sahen sie aus wie ein Schwarm gelber Schmetterlinge.

Als Judith in den Mazda stieg, flossen ihre tiefschwarzen Haare über ihr Gesicht. Henning strich ihr mit einer beruhigend gemeinten Geste die Strähnen zurück.

»Alles ist gut«, wiederholte er. »Er ist alt genug. Glaub mir, er ist froh, ein paar Stunden allein sein zu können.« Henning küsste sie flüchtig auf die Schläfe. Er roch ihr Haar, ihr Parfüm, ihr Make-up. »Außerdem ist Pan Tau bei ihm.«

Judith schenkte ihm ein vages Lächeln, ohne ihn anzusehen. »Du meinst, dann kann ihm wohl nichts passieren?«

»So ist es.« Er legte den ersten Gang ein und fuhr los. »Tschechische Märchenfiguren sind immer auf der Seite der Kleinen.«

»Pan Tau ist keine Märchenfigur«, erwiderte Judith. »Er ...« Ihre Worte wurden vom hellen Klang des Wankelmotors verschluckt. Henning fuhr zu schnell, die Aussicht auf einen vielversprechenden Abend versetzte ihn in Euphorie. Carsten Brunner hatte ihn zu einer kleinen Feier im engsten Kreise eingeladen. Brunner war einer der einflussreichsten Männer beim ZDF. Während des Telefongesprächs hatte der Mann in für ihn ungewohnter Offenheit erwähnt, dass er von Hennings Konzept für eine neue Fernsehserie sehr angetan sei. »Die Zuschauer mögen es, wenn man sich über das

deutsche Beamtentum lustig macht«, hatte Brunner gesagt. »Vor allem, wenn man dessen Unfähigkeit und Faulheit in den Mittelpunkt stellt.« Das Konzept sei so gut, dass man sich vorstellen könne, die Serie bei entsprechend gelungener Umsetzung sogar zur Primetime zu senden. Zwar nicht am Samstag oder Sonntag, aber alle anderen Wochentage wären möglich.

Henning hatte in der Vergangenheit bereits Drehbücher für verschiedene Serien geschrieben. Man schätzte seine Vielseitigkeit, und hin und wieder war es ihm sogar gelungen, trotz der strikten Vorgaben, seinen schrägen Humor unterzubringen. Während er den Mazda auf die Autobahnauffahrt lenkte, war er in Gedanken bei der Feinabstimmung der neuen Serie. *Das Büro am Ende des Flurs* lautete der bisherige Arbeitstitel. Im Mittelpunkt sollte eine von allen Vorgesetzten und Instanzen vergessene, aber weiterhin automatisch mit Finanzmitteln versehene Abteilung einer Bezirksverwaltung stehen. Besetzt mit drei Kerlen, die täglich auf Schleichwegen zum Dienst erscheinen, um mit Unsinn die Zeit totzuschlagen und mit allen Mitteln zu verhindern, dass sich jemand wieder ihrer Existenz bewusst wird.

Judith beugte sich vor und spulte die Kassette im Recorder zurück. Er sah aus den Augenwinkeln, wie ihr Rock dabei verrutschte und mehr von den Nylonstrümpfen freigab. Seals schmeichelnde Stimme begann erneut *Kiss from a rose*. Judith konnte von dem Lied nicht genug bekommen. Wenn er nicht irgendwann protestierte, würde sie es während der gesamten Fahrt wiederholen.

Die Mappe, durchfuhr es ihn plötzlich. Er drehte den Kopf zur Seite, um einen Blick auf die hinteren Sitze des Sportwagens zu werfen.

»Sieh bitte auf die Straße«, sagte Judith.

»Die Mappe.« Er verrenkte sich beinahe den Nacken. »Die blaue Mappe mit den Entwürfen für die ersten Folgen. Ich wollte mit Brunner darüber reden. Wo ist sie?«

Judith seufzte und spähte dann durch die Ritze zwischen den Vordersitzen. Henning hörte, wie ihre Hand über das Leder der Sitze tastete.

»Da ist keine Mappe«, stellte sie nach kurzer Suche fest.

»Scheiße! Ich habe sie vergessen. Wir nehmen die nächste Ausfahrt und holen sie. Heute ist die Gelegenheit, um mit Brunner ein paar wichtige Details durchzugehen.«

»Wir kommen zu spät.«

Henning trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. »Kommen wir nicht.«

Mehr unter midnight.ullstein.de